

Die Stieffkinder

Erzählung aus dem Tiroler Volksleben von M. P. No. 1

(Fortsetzung)

Und ohne eine weitere Antwort abzuwarten, eilte sie fort.

Nel war wirklich ein recht vernünftiges Mädchen; denn trotz ihrer Aufregung vergaß sie der kleinen Einkäufe unter den Lauben nicht. Nur etwas weniger wählerisch als sonst war sie; denn es flimmerte ihr vor den Augen, so daß sie nicht mußte, ob sie schwarzes oder weißes Garn erstanden habe.

Auf dem Heimwege überlegte sie ruhig und ernst, was zu tun sei, und kam zu dem Entschluß, Valentin um jeden Preis von dem in Kenntnis zu setzen, was sie soeben erfahren hatte. Und wenn ihr der Knabe gefällt, so lasse sie ihm eben auf andere Weise beizukommen suchen.

Zu Hause zog sie sich in ihr Stübchen zurück, nahm ein Blatt Papier und schrieb, wie folgt:

„Mein lieber Valentin!

Wie tief Betrübniß tu ich dir zu wissen, daß ich heute beim fremden Herrn in der Stadt drinnen gewesen bin, und er ist schon ein Lutherischer; und wo er bleibt, ist nicht einmal ein Kirch, und Geistlicher gewiß auch keiner. O wenn du mit ihm gehst, kommt du kein langsam um deinen Glauben. . . o ganz gewiß! Ich bin und beschwöre dich im Namen von deinen guten, verstorbenen Eltern, geh nicht fort! Was nützt es dem Menschen, wenn er die ganze Welt gewinnt, an seiner Seele aber Schaden leidet? Ich bitte inländig, komm heute nach dem Nachtmahl zu mir, herauf, auf daß wir die Sache miteinander abreden können. Deine tief bekümmerte Rosa.“

Ohne besondere Mühe gelang es ihr, den Knaben ihr Briefchen zuzuflecken. Sie verpackte sich nicht allzu viel von der Bredamtheit ihrer Feder; nur das Eine hoffte sie, daß Valentin sie endlich wieder auffuchen werde. Als der Abend gekommen war, wartete sie lange auf ihn, länger als je zuvor — doch auch diesmal wartete sie vergebens.

Und nun blieb ihr nur mehr ein Mittel. Er durfte den Vuben nicht bekommen, der Fremde, eher wollte sie das Leben lassen!

14.

Schon seit geraumer Zeit hegte die Talguterin den Wunsch, eine Alpe anzukaufen. Diese Ergänzung des Hofes schien ihr unbedingt notwendig. Die Talguterleute schickten ihr nämlich jeden Sommer ins weidenreiche Feldeertal; allein in den letzten Jahren war die Bäuerin mit dem Stande der von der Weide heimkehrenden „Malbinnen“ durchaus nicht zufrieden gewesen. Der Besitzer der Alpe nahm mehr Vieh auf, als der Boden ernähren konnte, und so mußten die armen Tiere eine wahre Düngekur durchmachen und litten als Kammergeschalten in den heimischen Stall zurück.

Agnes konnte das nicht mehr länger dulden, und so schickte sie ihren Mann ins Pässeier, um sich nach einer verkäuflichen Alpe umzusehen. Er kam zurück mit dem Bescheid, der Kastelebauer von Moos sei gewillt, eine Alpe zu verkaufen; er müsse sich nur zuvor mit dem Mitbesitzer besprechen; dann werde er sofort schreiben.

Das war vor mehr denn einem Monate gewesen, und noch war keine Zeile vom Kastelebauer eingetroffen. Die Talguterin war aufgeregt über eine solche Verzögerung, und selbst der phlegmatische Talguter hätte gerne gewußt, woran er sei. Durch die Post ließ sich die Sache nicht abmachen, obgleich jeden zweiten Montag ein altes Weiblein als Briefbotin von St. Leonhard nach Moos und Kasten abgefand wurde; der Talguter kannte nämlich den Familiennamen des Kastelelers nicht, der wie so viele Bauern nur nach seinem Vornamen genannt wurde. Man beschloß also, jemand nach Pässeier zu senden, der einen Brief des Talguter überbringen und zugleich Erkundigungen einziehen sollte.

„Geh, ich bin mir frisch den Ballt“, rief die Bäuerin, als sie an einem Sonntagmorgens mit ihrem Manne in der Stube saß. Und häutig das Fenster öffnend, rief sie mit ihrer Trompetenstimme: „Ballt! — oh Ballt!“

Che Valentin, der eben im Stalle war, dem Rufe folgen konnte, ging

die Tür auf und ein ältscher Mann trat ein, dessen Kleidung auf den ersten Blick einen Boten der Gerechtigkeit erkennen ließ.

„Zeit Ihr Peter Haller, Talguterbauer zu Obermoos?“ fragte er, indem er sich in würdevoller Haltung vor dem Hausherrn aufplante.

„Der werd' ich völig sein!“ bemerkte der rote Peter spöttisch. Ein Mann von seiner Bedeutung konnte doch beanspruchen, daß man ihn nicht erst mit seinem Namen frage.

„Dann leid zu gut, dies zu unterschreiben“, gebot der Eintretende.

„Ja? Nein, ich unterschreibe nichts!“ entgegnete trotz der Bitten, und Agnes Stimme erhob sich zum höchsten Diskant in der Pötelung: „Wir haben nichts zu tun mit feigen Gerichtsleuten!“

„Gute Unterschrift hat keinen anderen Zweck, als den Empfang dieser Vorladung zu bestätigen“, beruhigte der Amtsdienner das aufgeregte Paar, indem er zugleich einen Foliobogen entfaltete.

Doch der Anblick eines so umfangreichen Schriftstückes konnte das Entsetzen der Talguterin nur steigern.

„Neus Maria! Eine Vorladung zum Gericht!“ rief sie. „Mit der Landrichter geist?“

Ohne diese Frage zu beantworten, reichte der Amtsdienner dem Bauern ein Stück Papier und einen Bleistift. Dieses würdevolle Schweigen schien auf den Talguter Eindruck zu machen, denn trotz der fortwährenden Warnungsrufe seiner Hausfrau ließ er endlich die verlangte Unterschrift und nahm willentlich das Foliobogen entgegen.

In dem Augenblick, wo der Amtsdienner sich entfernte, trat Valentin ein. „Vase, was schafft Ihr?“ fragte er; doch da er keine Antwort erhielt, blieb er in einiger Entfernung stehen und sah, wie die Talguterleute, die Köpfe ängstlich zusammenstreckend, das große Blatt studierten.

„Wegen der Kauferei am Sonntag mir's etwa sein“, bemerkte die Bäuerin halbblau.

„Sei geist, ich hab' ja nicht mitgetan“, versetzte der Bauer mit Würde.

„Zugadhaft wirft halt ablegen müssen“, meinte sein Weib. „Siehst, das hast von deinem ewigen Wirtshausgeh!“

Mit gespannter Aufmerksamkeit folgte Valentin ihrem Gespräch. Er erriet alles. Seine Wangen röteten sich und seine Augen blitzten vor Wut. Seit nahezu zwei Wochen hatte er nichts mehr von seinem Professor gehört und er verzehrte sich schon vor innerer Angst. Bitterkeit hatte Sommer ihm vergessen, oder vielleicht hatte der Landrichter nichts für ihn tun wollen. O wie anstößig waren ihm diese Zweifel gewesen — nun, da er niemand hatte, bei dem er sich aussprechen konnte. Denn mit Josef verkehrte er nicht mehr; sie hätte ihm keine schönen Zukunftsträume wie eine Verleugnung seines Glaubens vorgeworfen, und er hatte alles Predigen satt, o so satt!

Das große Papier in den Händen des Talguters gab ihm keine Trostlichkeit zurück. Die Vorladung war also erfolgt, das Gericht hatte Schritte zu seinen Gunsten getan, sein Schützer hatte seine Sache mit Entschiedenheit in die Hand genommen. Er hatte wenigstens guten Grund, dies zu hoffen, doch hätte er freilich gern etwas mehr über die Sache gehört. Allein das Gespräch der Talguterleute machte ihm nicht viel Klüger. Der Bauer wunderte sich stets aufs neue, wie man einem wohlhabenden und gut beleumundeten Manne etwas solches antun konnte, und die Bäuerin sagte immer wieder, das komme vom Wirtshausgeigen. Nur soviel ging aus ihren Reden hervor, daß der Talguter morgen Punkt 9 Uhr auf dem Gerichte sein müsse, und daß die Bäuerin nicht übel Zeit habe, ihn zu begleiten. Keines von beiden schien sich mehr des Knaben zu erinnern, und Valentin zog sich zurück.

Abends hatte sich die Talguterin von ihrem Schrecken so weit erholt, daß sie imstande war, an den Kasteleler zu schreiben. Den sorgsam zusammengefalteten Brief übergab sie Valentin und befohl ihm, am folgenden Morgen gleich nach der Frühstuppe nach Moos aufzubrechen; er dürfe auch einen Laib Vorkahlagbrot mitnehmen; für das Mittagessen werde man wohl am Kastelelerhofe sorgen.

Dieser Auftrag berührte Valentin unangenehm. Gerade zur Stunde, da sein Schicksal sich entschied, sollte er abwesend sein?

Als die Talguterin am Morgen von der Kirche heimkehrte, trat ihr zu ihrem Einkommen Ballt entgegen. Die an vünftlichen Gehoriam gewohnte Herrin war aufs höchste gereizt. „Dann vergessen, was ich dir aufgetragen hab?“ schrie sie, „oder bist zu Alch da blieben, du dämlicher Bubl?“

„Valentin sente den Mopi“, stammelte er mit erbeuchelter Verlegenheit. „heut in der Früh beim Aufstehn bin ich an den Tisch gestoßen, und nachdem ich die Kerze umgefallen . . . affkurat auf den Brief . . . und jetzt seht Ihr wohl . . .“

Um die Wahrheit seiner Aussage zu beweisen, zog er das reichlich mit Talg übergoßene Schriftstück hervor und hielt es der Bäuerin vor das Gesicht.

„Nest weiß ich mir keinen Rat mehr!“ rief die Talguterin. „heut geht mir doch schon alles wider den Strich!“ Und da sie es nur schwer ertrug, wenn ihr etwas „wider den Strich“ ging, so hatte Valentin auch gleich seine Ehrgeige. Doch er ertrug die Unbill ohne Klage und fragte nur, ob er nicht etwa den Brief abschreiben und noch nach Pässeier aufbrechen solle.

„Narr“, schalt die Bäuerin, „dann kommt ja heut nimmer nach Haus, wenn du jetzt erst gehst!“

„Ach was, an einem Tage geht auch kein Mensch nach Moos hin und zurück“, beruhigte sich der Zitterer, der eben hingutrat.

Valentin wartete die Entscheidung seiner erregten Vase nicht mehr ab, sondern begab sich in die Stube, langte das Schreibzeug hervor und begann zu schreiben. Als er zu Ende war, steckte er die Abschrift zu sich, schlich in die Scheune, und sich im Heu verfrüchtend, spächte er durch eine Dachluke nach dem Haustore hinüber. Es dauerte nicht lange, so sah er aus demselben Bette und Vase in ihrem Sonntagsstaate hervortreten, woraus er schloß, daß die Talguterin ihren Mann wirklich zum Gericht begleiten wolle. Ohne Zweifel hielt sie es für notwendig, seinen Advokaten zu spielen. Nun froh der Knabe über den Bescheid zu einer anderen Luke hin, die ihm einen freien Ausblick über die Meraner Straße gewährte. Lange folgten seine Augen dem Talguterpaare, und dann blieb er noch auf dem Heu liegen, seit entschlossen, die Rückkehr der beiden abzuwarten. Was kümmerte ihn, ob er seine Arbeit darüber veräumte? Seit gestern hatte er aufgehört, die Vase zu fürchten.

Auf dem Stadtturme hatte es bereits lange 10 Uhr geschlagen, als Valentin endlich von fern die roten Aufschläge des Talguters und die gelbe Feiertagschürze der Talguterin erspähte. Als die Zurückkehrenden endlich das Dorf erreicht hatten, sprang er auf, nahm seine unschuldige Miene an und hieß bedächtig in den Hof hinunter.

„Der Ballt!“ schrie die Bäuerin, als sie seiner ansichtig wurde.

Ruhig trat der Knabe auf sie zu.

„O mein Kind, o mein Kind! Der böse Mensch . . . der Räuber!“ rief die Talguterin, indem sie Valentins Hand tüchtig erfaßte. „Aber gelt, du löst die Leute reden . . . du bleibst bei uns und tuft uns nicht verlassen! Hast ja deine Heimat bei uns, armes Kind, deine einzige Heimat! Gelt, Vatele, du mußt wohl selber sagen, daß wir dich immer wie das Kind im Hause gehalten haben?“

Lächelnd hatte Valentin die Rede der Talguterin angehört. „Was möchtet Ihr denn eigentlich, Vase?“ fragte er, indem er ihre feine Hand entzog.

„Siehst, er weiß nichts . . . ich hab's dir ja gesagt, daß er wie ein unschuldig's Lamm ist, der arme Bubl!“ rief die Talguterin dem Talguter zu. Dann wandte sie sich wieder zu Valentin: „Ein fremder Herr ist gekommen; zum Landrichter ist er gekommen und der möcht' dich fortarren von uns, der Spitzbubl! Ich wetl', er ist ein Jud!“

„Ach, was sagst ihm denn so dumme Sachen für!“ schalt der Bauer. „Und ist er feiner; ein Deutichländer ist's; und er loqt, er möcht' dich mitnehmen und aufzerziehen, wie sein eigenes Kind“, erklärte er dem Knaben.

„Ja mein, gesagt ist so etwas bald“, unterbrach ihn sein Weib. „aber ernst ist's ihm nicht, nein, gewiß nicht, dem Erzidelm! Grad fortarren möcht' er dich, und was er dir nachher Böses antut, das weiß

der liebe Gott! Aber gelt, mein gut's Büßl, du bleibst bei uns? Das meißt wohl selbst, wie gern ich dich immer gehabt hab', und daß du nirgends so gut aufgehoben bist.“

So redete sie noch lange fort. Mit verdrängten Armen, ein trotzig-spöttisches Lächeln auf den Lippen, stand Valentin vor ihr und freute sich seines Triumphes. Dachte sie es doch jedem und am häufigsten ihm selber immer wieder ins Gedächtnis gerufen, daß jedes Stücklein Brot, das er auf ihrem Hofe genieße, ein Almosen, daß seine Anwesenheit eine schwere, aus reiner Gottesliebe ertragene Last und jeder Dienst, den er ihr leiste, nur ein kleiner Beweis seiner maßlosen Dankbarkeit sei, die er ihr schulde. Heute endlich mußte sie mit der Wahrheit herausrücken. Heute mußte sie bekennen, daß es ihr doch sehr lieb und sehr bequem sei, den billigen Kleinfried zu haben. Jetzt war der schlimme Ballt auf einmal kein Faulenzer mehr, kein Dieb, kein Lügner — jetzt war er ein gar liebes Büßlein, das man nur unter Tränen fortziehen sähe. Und je heftiger die Betuerungen mütterlicher Liebe von seiten der Bäuerin wurden, desto spöttischer wurde Valentins Lächeln.

„Nest laß endlich einmal den Vuben reden“, mahnte der Talguter. „So wohl, Ballt, iag's grad heraus, wie halt's? Wir sehen's recht gern, wenn du bleibst, aber so viel ist gewiß, in der Sach darfst grad tun, wie du willst.“

„Geh, Peter!“ rief die Talguterin, „was wird denn das Kind anders wollen als bei uns bleiben? Nein, Büßel, tu dich nicht fürchten, der fremde Mensch kann ja nichts machen. Der Landrichter hat nur grad gemeint, wir sollten die die ganze Geschichte erzählen, aber wegen dem brauchst nicht zu geh'n; du kommst schon bei uns bleiben, o gewiß kommst du bleiben!“

Von Valentins Lippen war das Lächeln geschwunden; seine Augen blitzten. „Ob ich bleiben darf, frage ich nicht“, rief er, „ich frag grad, ob ich gehen darf! Vor zwei Jahren schon hab' ich gefragt, und nachdem habt Ihr mich zum Schuster geschickt, damit ich auf's Studieren verweisen soll; und vor etlichen Wochen hab' ich wieder gefragt, und nachdem habt

Ihr mich verlästert und verhandelt, und jetzt löst Ihr mich auch nur geh'n, weils kein muß! Freilich geh ich, Talguterin, und je eher je lieber. Freilich geh ich weg aus der Gifthütte, wo kein Mensch mich gern hat!“

Wortlos vor Schrecken und Jörn über diese heftige Sprache schlug die Talguterin die Hände zusammen. Dann eilte sie ins Haus und unter lautem, nervösem Schluchzen durchstoberte sie alle Räume, bis sie endlich ihre Stieftochter fand.

Nel war am Dachboden mit dem Fühlen und Sondern der Wäsche beschäftigt, denn ehe der Winter hereinbrach, sollte noch große Wäsche am Talguterhofe gehalten werden. Wäre sie mit Valentins Anwesenheit nicht längst vertraut gewesen, sie hätte wohl kaum verstanden, was ihr die Stiefmutter in abgerissenen Tüzen erzählte. So aber verstand sie nur zu gut! Das Kind, das seit vier Jahren der Mittelpunkt ihres Denkens und Trachtens war, ihr Alles auf dieser Erde, der Lieb-

ling ihres Herzens, den sie im Geiste schon an Gottes Altar gesehen, er wandte sich ab von seiner hingabenden, schweichelichen Freundin, er wandte sich ab von seiner Heimat und oh! was noch tauendmal schlimmer war — vom Glauben seiner Väter! Was hatte sie während der letzten Wochen feinetwegen gelitten, wie viel flehende Blicke ihm zugeworfen! Wie oft noch spät abends über ihre Arbeit gebeugt gekehrt, ob es viel leicht des lieben Knaben nabender Tritt sei — ach, und jedesmal war sie enttäuscht worden! Nur eine Hoffnung blieb ihr noch: die Zeit — die Zeit, die nicht bloß Wunden heilen, sondern auch aufgeregte Herzen beruhigen kann.

Die seltenen Fremden, die damals Meran besuchten, waren, das wußte sie, gewöhnlich keine flüchtigen Gäste. Der Professor würde ohne Zweifel den Winter in der Gegend zubringen, und in diesen langen Monaten konnte sich vieles ändern. Er

(Fortsetzung auf Seite 6)



Jubiläums - Buch

mit der ausführlichen Geschichte der St. Peters Kolonie und vielen Bildern von hervorragenden Personen, sowie alten und neuen Pfarrgebäuden, auf schönem und dauerhaftem Papier gedruckt,

nicht bloß zum Lesen für die Gegenwart, sondern zum Aufbewahren für die Zukunft: die jungen Generationen sollen wissen, was ihre Eltern und Großeltern geleistet haben. Auch zum Verschicken ins Ausland, damit auch andere lernen, was die St. Peters-Kolonie ist.

Preise portofrei:

- Ein Buch für \$0.50
- Drei Bücher für \$1.25
- Sechs Bücher für \$2.25

St. Peter's Press

Muenster, Sask.